









Die Erstausgabe erschien 2002 im Eichborn Verlag, Berlin.

Bei der vorliegenden Neuausgabe handelt es sich um die erste vollständige, exakt den Intentionen des Autors folgende Fassung – den »Writer's Cut« also. Sämtliche Kürzungen und andersgearteten Eingriffe in das Manuskript, die dem Erstdruck vorausgingen, wurden rückgängig gemacht. Der gesamte Text wurde in enger Zusammenarbeit mit dem Autor durchgesehen.

> © 2013 by Tobias O. Meißner Mit freundlicher Genehmigung des Autors © dieser Ausgabe 2013 by Golkonda Verlag GmbH Alle Rechte vorbehalten

> > Lektorat: Hannes Riffel

Korrektorat: Catherine Beck

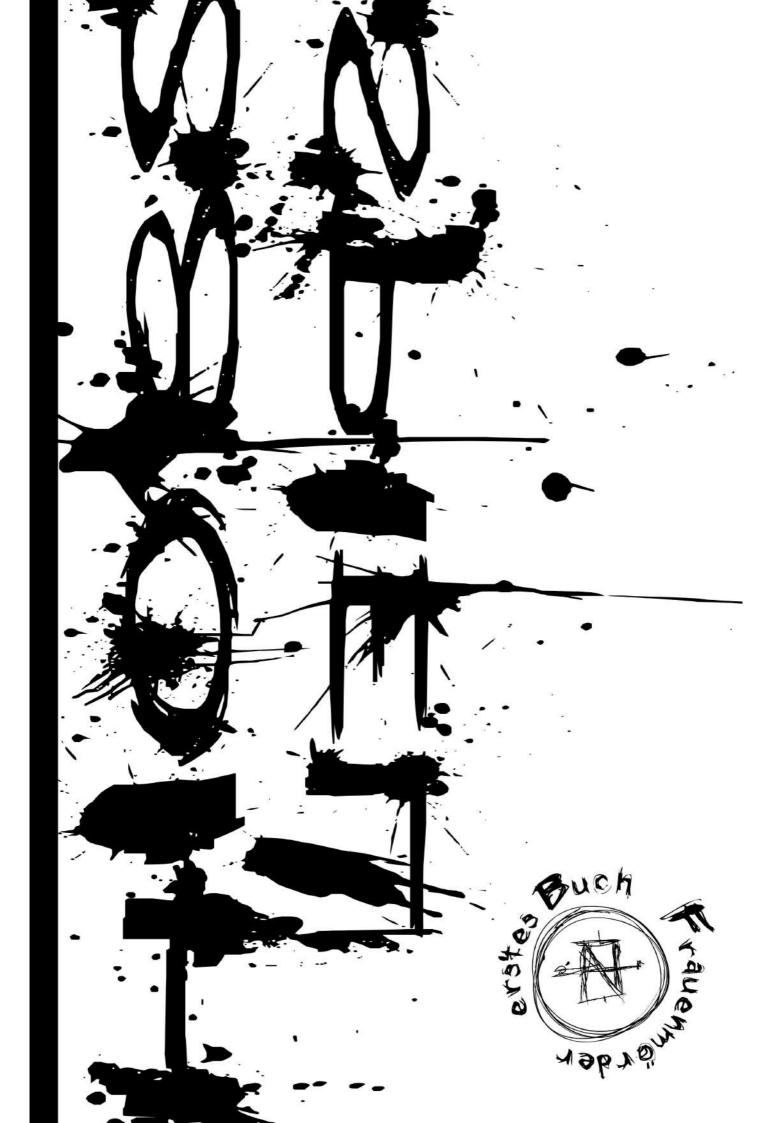
Technische Unterstützung: Robert Schröder Gestaltung: s.BENeš [www.benswerk.de]

Satz: Hardy Kettlitz

Druck: Schaltungsdienst Lange, Berlin

Golkonda Verlag Charlottenstraße 36 | 12683 Berlin golkonda@gmx.de | www.golkonda-verlag.de

ISBN: 978-3-942396-54-7







»Ich selbst spiele in dieser Geschichte noch keine Rolle.«

Die Stimme eines Kindes, wie von weit her. Es ist mitten in der Nacht, und das Theater ist menschenleer.

»Zumindest nicht im ersten Buch. Im zweiten tauche ich zum ersten Mal auf, wenn auch nur als Traum. Wirklich in Erscheinung trete ich wahrscheinlich erst im vierten oder fünften Band, mit Sicherheit kann jedoch niemand das wissen.«

> Es ist ein kleines Theater, in einem Hinterhof gelegen. Ein rätselhaftes Stück mit Namen »Königin der Teilbarkeit« wird hier gegeben, und von den fünfzig Sitzen sind höchstens zehn besetzt.

> Zu dieser Stunde gibt es hier nur das Mädchen und das eigenartige, wabernde Licht, das durch drei hohe Fenster hereinweht, von den Leuchtschriftzügen einiger Lokale und dem regelmäßigen An- und Ausgehen der Zimmerlichter des Hauses.

»Schon bald werdet ihr euch fragen: Was soll das alles? Was ist der Grund für eine Erzählung mit so viel Gewalt, so viel Entsetzlichkeit und Not? Ich kann das noch nicht erklären, nicht gleich zu Beginn. Nicht einmal die Hauptfiguren wissen zu Beginn, was sie eigentlich tun und warum. Aber sie

lernen. Sie sind unter Schmerzen dabei, sinnliche und übersinnliche Erfahrungen zu sammeln. Und genau so wird es euch ergehen. >Lohnt sich das?< werdet ihr fragen. Ich kann nur antworten: nicht für jeden.«

Das Mädchen steht alleine auf der dunklen Bühne.

Es sieht aus, als wäre es zehn oder elf Jahre alt, mit langen braunen Haaren und großen Augen. Seine Kleidung ist anders als das, was man in diesem Jahrhundert trägt, in diesem Land zu dieser Jahreszeit.

Einen Vorhang gibt es nicht. Ein paar Requisiten stehen oder liegen noch auf der Bühne herum, unter anderem ein großer bunter Ball und verschiedene schwarze Stühle.

»Vieles von dem, was hier verhandelt wird, ist wahr, ist zumindest bezeugt worden, und was nicht direkt wahr ist, wurde in Albträumen durchlebt. Niemand würde sich so etwas einfach nur ausdenken. Niemand, der noch nicht verloren ist.«

In den tiefen Schatten zwischen den Sitzreihen bildet sich undeutlich ein unruhiges Publikum heraus. Menschen. Tiere. Tiermenschen. Ein fünfundzwanzigjähriger Mann in der Maske eines Fünfundsiebzigjährigen. Eine Frau, die viele



Frauen ist, aber alle sind sie schön, und viele von ihnen waren Schauspielerinnen in der Frühzeit der Filmgeschichte. Hinter ihr ein Mann oder ein Ungeheuer mit einer Krone oder Hörnern. Und seitlich, abseits von den anderen, ein blasser, fiebernder Zauberkünstler, mit Farbe beschmiert und Blut.

Die Schatten überlagern sich, löschen sich gegenseitig aus.

Das Mädchen lächelt.

»Ansonsten kann ich euch nichts mit auf den Weg geben. Es darf nicht zu einfach werden, das würde der Natur des Geschehens widersprechen. Ihr werdet verletzt werden, aber die meisten Verletzungen werden heilen. Ihr werdet herausgefordert werden und in dieser Herausforderung ein Spiel sehen können oder ein lebenslanges Ringen. Ihr werdet lernen müssen zu lachen, über Dinge, die eigentlich nicht zum Lachen sind. Ich empfinde Mitgefühl für euch, aber ich beneide euch auch, nun, da ihr alles noch vor euch habt.«

Sie legt ihre Handflächen über ihre Augen und tritt so weit nach vorne an den Bühnenrand, dass ihre Zehen keinen Halt mehr haben.

»Hier spielt man ein Spiel um die Seele der Welt, wo Gott ist der Teufel, ein Irrer der Held. Prinzessinnen werden ermordet und morden, das Böse und Gute sind taumelnde Horden. Gewalt und Gewalten umgarnen sich gierig, den Sieger zu finden erweist sich als schwierig. Es gibt einen Sinn hier und auch ein System, und beides zu finden ist niemals bequem. So lasst uns denn schaudern, mit Mut delirieren, die Zeit unsres Lebens in Wahn investieren, lasst staunen uns, kichern, erschrecken und weinen und weiter noch wollen auf zittrigen Beinen, lasst Märchen uns trinken wie Schweiß und wie Tränen und unsere Sicherheit trügerisch wähnen, lasst Wandlung und Vielfalt uns werden zum Ziel - denn dergestalt tut sich uns kund Hiobs Spiel.«

Das Mädchen verbeugt sich tief und springt hinab ins Dunkel des Raums.

Es gibt keinen Applaus.



Der begrabene Zirkus







a) Einsatz

Irgendein Priester wird lachen. Wenn ich komme, um zu beichten. (Hiob M.)

Der Arzt hieß Facundo. Facundo oder so ähnlich.

Er hatte kein freundliches Gesicht, eigentlich überhaupt kein Gesicht, aber er war so dick und violett und ädrig, und die Gummischlaufe an der Kehle war so hart, dass der mongoloide Junge ihn in den Mund nehmen musste und lutschen und saugen, während der Zwiebelpfleger dem Jungen roh den Klistierschlauch einführte. Walzer blecht im hellentt Hintergrund.

Facundo grunzte und bewegte seine schlaffen Hüften, bis er den Rachen des Jungen ganz erstickte und dieser durch die Nase kaum noch Luft bekam, was herrlich anzuschauen und zu hören war. Er strich dem Jungen tauber werdend durch das volle Haar, und als Facundos Augen hinter den dicken Brillengläsern zuquollen, gab er dem Pfleger einen Wink. Der öffnete feixend den Hahn, und der Junge füllte sich innen mit sengenden Flammen, brüllte und riss sich zuckend aus den Schläuchen los. Am nassen, kalten Boden schlenkerte er und quoll auf, bis seine Haut fettrosa wurde wie eine Wurst und Risse bekam. Der Pfleger lachte seinen Zwiebelatem umher und drehte an der Einlaufdüse das kochende Öl ab. Ein Tenor belfert wie rückwärts durch die dicken tauben Steine.

Facundo war noch nicht gekommen, er war unzufrieden, wurde schrumpelig und schlaff. »Guillermo«, keuchte er dem Pfleger zu, der sehr viel Spaß hatte und bleckend lachte. »Lass uns in die Zelle da drüben gehen und diesmal richtig liederlich sein.«

Der Zwiebelpfleger nickte, packte die Schläuche unter den Wagen und schob ihn quietschend zur nächsten Tür. Ein Blick durch die Luke verriet die beiden Kinder, die dort im Unrat schliefen. Mädchen. Zwei Mädchen. Der Geruch ihrer Exkremente war berauschend. Facundo schwoll wieder an, und die beiden Onkels betraten nebeneinander den Ort, wo alles erlaubt war, und schlossen schwitzend hinter sich ab.

Facundo konnte wahnsinnig sein. Er bellte und jaulte wie ein Köter, zerriss sich den fleckigen Arztkittel und schmierte sein Gesicht mit Scheiße ein. Der Sänger walzert hängend immer wieder wieder wieder. Es ist Carneval Joselito.

Der Mongoloide lebte noch, in einer Pfütze aus geschmolzenem Fleisch. Er träumte von den Heiligen. Vom Karneval. Wieder. Wieder. Wied.

inter der dicken tauben Backsteinmauer des Krankenhauses Moabit begann ein routinierter Montag. Draußen war Januar, schneelos, die Sonne stach hinterlistig zwischen grauen Wolkenfetzen hervor, und hinter den aseptischen Glasschiebetüren wallte der monotone Straßenlärm heran. Der junge Mann, der am Donnerstag ohne Papiere in der Nazarethkirche mit apoplektischen Symptomen zusammengebrochen war, hatte am Sonnabend einer Aushilfsschwester den qualligen Kartoffelbrei ins Gesicht gedrückt und seinen asthmatischen Bettnachbarn mitsamt der Matratze aus dem Bett geworfen, um seine Gesundheit zu demonstrieren und seine Entlassung zu beschleunigen. Die Untersuchung durch den Ordnungsdienst am Sonntagmorgen ließ er nervös und fahrig über sich ergehen, gab seinen Namen einmal mit »Lutz Diddrich » und einmal mit »Richard Heilhecker« an, schenkte einem schnurrbärtigen jungen Uniformpolizisten seine baumwollene, blaukarierte Holzfällerjacke und konnte gehen.

Die Sonne warf ihn mit winterlicher Wucht fast wieder in die sich schließende automatische Tür zurück, aber mit dem linken Arm vorm Gesicht kam er am Pförtner vorbei, ohne allzu viel Aufsehen zu erregen. Er rannte die Birkenstraße hinunter, schlüpfte an streitenden jugendlichen Türken vorbei in die U-Bahnstation, kurz, bevor es draußen kalt zu regnen begann, fuhr drei Stationen schwarz bis zum Leopoldplatz, schaute dort kurz, ob die Linie nach Alt-Tegel gerade einlief, was aber nicht der Fall war, sprintete durch karstadttütenbehängte Wintermantelmütter hindurch

die Treppen hinauf und rannte im gallert-öligen Platzregen an der pumpend immer noch vibrierenden Nazarethkirche vorbei die Müllerstraße bis zur Amsterdamer Straße hinauf, wo er sich schlüssellos gegen die Tür von Nummer 9 warf, bis sie aufknackte, und zu seiner Wohnung im Quergebäude hochlief. Mit nach chemischer Krankenhausseife riechendem Schweiß in den Augen trat er seine eigene unbezeichnete Wohnungstür ein und kam gerade noch rechtzeitig, um der felllos fleischigen Katze, die an seinem Fernseher hing, mit einem splinterigen Baseballschläger das Gehirn über die Mattscheibe zu dreschen und den röchelnden Kadaver an den Stromkreis der Modelleisenbahn anzuschließen, bis das Ding mit der Stimme von Kathleen Byron zu reden anfing.

»Guten Montag, guter Montag, mein hübscher Lieb-Haber«, schnarrte der rosafarbene, nackte Leib, »spielst du noch immer mit Weiß? Brauchst du ein Brett?«

Der junge Mann ließ sich nach hinten aufs ungemachte Bett fallen, strich sich durchs nasse Haar und gönnte sich die ersten Sekunden der Entspannung seit fünf oder sechs Tagen. »Ist dir nach Plaudern zumute, Widder? Du willst doch nur von der Tatsache ablenken, dass ich dich erwischt habe. Was wolltest du vom Fernseher? Kulenkampffs knistrige Seele rauslutschen?«

Das pulsierende Katzenaas lachte, bis ein paar offen liegende Schenkelsehnen rissen. Die Stimme wurde tiefer. »Ich wollte Porno-Kabel sehen. Hast du Porno-Kabel?«

»Denkst du, ich könnte mir das leisten? Niemand bezahlt mich.«

»Du und ich, wir könnten wieder Porno-Kabel werden. Würdest du wollen?«

Der Mann richtete sich auf die Ellenbogen auf. »Komm jetzt, Widder. Gib mir meine Karten.«

»Wie du willst, du süßer Scheißer. Versuch es in Barranquilla. Dort ist Carneval Joselito, o Mama, da ficken die Leute ü-ber-all!« »Kolumbien? Eine Drogengeschichte?«

Die Katze lachte schmatzend. »Nein. Eine Gruselgeschichte. Sie schlachten dort Menschen und werfen sie weg, und man soll nie wegwerfen, was man noch brauchen könnte.«

»Shit.«



»Ja, genau. Bleib mir treu, mein Kleiner. Du weißt genau, dass nur ich dich wirklich glücklich machen kann.«

Mit der schmierigen Imitation eines Hundebellens wich alle Bewegung aus der Katze, und der junge Mann riss das Ding von den Schienen, wickelte es mitsamt ein paar übrigen Schafgarbenzweigen in Alufolie und presste es tief in den Mülleimer. Er löste vier orange-sprudelnde Vitamintabletten in einem einzigen gesprungenen Glas Wasser, kippte das künstliche Gesöff hinunter, dachte kurz nach, holte sein Kampfmesser unter dem toten Kohleofen hervor, pustete die Staubmäuse weg und stürmte aus der Wohnung zwei Etagen weiter nach oben.

Sie zog sich völlig aus und warf ihr dunkelblaues Spitzenhöschen von C&A verächtlich in den Bioabfallkanister zu den schimmelnden Orangen- und Bananenschalen.

Sie setzte sich nackt, mit weit gespreizten Beinen, auf den dunkelroten Alu-Stuhl mit Plastiksitzfläche und beobachtete sich selbst interessiert im Spiegel dabei, wie sie ihre Augen schwarz umrandete, die Wimpern mit Nacht verstärkte und die Lippen in weicher Implosion hellrot aufglühen ließ.

Sie vertuschte mit hautfarbenem Pickelpuder einen kleinen Mitesser unter ihrer linken Brust.

Sie war ein hübsches Mädchen mit hübschem, dunkelblonden Lockenhaar, sie onanierte jetzt ein wenig, aber nicht zu viel.

Sie stand auf, um den frischen Schweiß von ihren sorgsam rasierten Achselhöhlen und dem Schlüsselbein zu waschen. Sie benutzte dazu zusätzlich einen Deo-Roll-Stift, ein bisschen FCKW-freies Spray und jede Menge süßes Parfum mit leichter Moschus-Note.

Sie ging zur unauffällig unifarbenen Plastiktüte vom Wichser-Shop und holte das mattrote Bustier mit dem schwarzen Spitzenbesatz heraus und legte es sich an. Das Polyamid raschelte schmeichelnd an ihren Brustwarzen, die wie elektrisiert waren, sensitiv, atemlos erwartend.

Sie zwängte sich ohne Höschen, quietschend und schmatzend in den roten Lack-Mini aus der Plastiktüte und hockte sich in verschiedenen Posen darin hin, um den hautengen, saugenden Sitz zu gewährleisten.

Sie zog sich ihre alten, abgewetzten, kniehohen, dunkelbraunen Wildlederstiefel an und die schwarze Lederjacke mit den aufgesprungenen Schultern. Sie steckte sich ihr ganzes weniges Geld und ihr Flugticket in die Innentasche mit dem defekten Reißverschluss.

Sie drehte und wand sich vor dem Spiegel und schmollte und leckte sich selbst zu.

Sie sah aus und roch wie die billigste Nutte der Potsdamer Straße, eine total heruntergekommene, vielleicht sogar drogensüchtige Pollackin oder so, eine, die dich für einen Zwanziger ohne Gummi alles machen lässt, eine, die jeder haben kann und der es sogar noch Spaß macht.

Sie war zufrieden.

Wenn sie schon verrecken musste, dann mit viel, viel Stil.

tern. Der junge Mann kam ungesehen zwei Stockwerke höher an und klingelte dann an der Wohnung von Ilse Rosenmacher. Es war nicht eigentlich ein Klingeln, mehr ein elektrisches Grinden, aber es erfüllte seinen Zweck. Nach dem siebten Mal ohne Antwort oder sonstige Reaktion von drinnen klemmte und splitterte der Mann mit seinem bulligen Messer das lächerliche Türschloss auf, schmiegte sich – schon wieder Schweißtropfen auf der Stirn – in den berosentapeteten Flur dahinter und drückte die Türgerade noch rechtzeitig wieder zu, bevor das von oben die Treppen herabpolternde Kindergerenne und -gekreische die Rosenmacher-Wohnung passierte.

Es war klamm im Flur, fensterlos dunkel, irgendwie abgestanden und verbraucht, und irgendwie war da auch ein seltsames, bittersüßes Aroma. Der junge Mann tastete sich an einem nächtlichen Goldrahmenspiegel vorbei bis zur frontalen Hauptzimmertür und drückte sie gegen einen zähen Widerstand hin auf. Hier, im bürgerlich biederen und um den gängigen Seifenopernaltar herumdrapierten Wohnzimmer einer mindestens siebzig Jahre alten, allein lebenden Frau, die der junge Mann ab und zu im Treppenhaus sah,

um ihr beim Wuchten von flaschenklirrenden Einkaufstüten oder beim Passieren der schwergängigen Quergebäudetür zu helfen, wollte er fleddern und schlitzen, bis er die greisen Ersparnisse gefunden hatte, die seiner Meinung nach jedes alte Weib irgendwo verborgen hielt, um beim mürrischen Hinunterfahren in der Kiste entweder vorher gleichgültigen Enkeln, irgendeiner dubiosen Wohlfahrtsorganisation oder einer an Fellausfall leidenden sterilisierten Hündin ein letztes Trinkgeld vermachen zu können. Womit der junge Mann nun wirklich nicht gerechnet hatte, war, dass Ilse Rosenmacher hinter der Tür auf dem hässlichen Woolworthteppich lag, nackt, halb wahnsinnig vor Hunger, Durst und Entkräftung und mit einem aus der Hüfte gesprungenen gebrochenen Bein.

Das Rambomesser in der Hand, ließ der junge Mann sich ächzend auf einen schmatzenden hellbraunen Ledersessel fallen und starrte auf das schrumpelige und schlaffe, vulgär ausgebreitete Bündel Greisenfleisch zu seinen Füßen, das sich jetzt, schmerzhaft zur Seite geschabt durch die geöffnete Tür, mit saugenden Atemzügen wieder zu rühren begann. Die Parallelen zur Hybridenkatze aus dem Wiedenfließ nervten ihn.

»Frau Rosenmacher – wo haben Sie Ihr Geld versteckt?«

»Um Gottes willen ... helfen Sie mir bitte ... ich halte das nicht mehr ... Wasser ... bitte, Herr Meinrad ... bitte ...«

»Je schneller Sie mir verraten, wo das Geld ist, desto schneller gebe ich Ihnen etwas zu trinken und desto schneller rufe ich einen Notarzt, das verspreche ich Ihnen.«

Frau Rosenmacher schloss mit feist werdenden Wangen wie ein Baby die Augen, und für einen Augenblick fürchtete der junge Mann, dass ihm das alte Mädchen aus reiner Scham wegsterben würde. Also rannte er in die fertiggerichtplastikdominierte Küche, pumpte ranziges Wasser aus dem wackligen Hahn in ein bereits benutztes Glas und flößte es halb der Rosenmacher, halb dem Teppich ein, der in seinem Dasein schon ganz anderes aufgesaugt hatte und Kummer gewöhnt schien.

Die Rosenmacher gluckste dröhnend, und ihr loses Bein verlagerte sich haltlos ein wenig auf dem Teppich. »Sie müssen mir helfen, Herr Meinrad«, schnurrte sie mit nassem Mund.

Der junge Mann setzte sich wieder auf den leicht zurückruckenden Sessel und klatschte grinsend die Hände auf die Schenkel. »Tja, wenn ich's nicht tue, tut es keiner, und man wird Sie in zwei oder drei Monaten als eingesunkenen Madenbrutkasten finden, Ma'am. Sehen Sie's also als großes Glück an, dass ich hier bin. Wo ist der verdammte Zaster, hm?«

Ihr Atem rasselte, der untere Teil ihres fettfaltigen Bauches hustete. »Ihr Name ist gar nicht Meinrad, nicht?«, ächzte sie mit geschlossenen Augen.

»Und wenn schon. Das hier ist kein Fernsehquiz. Sie kriegen keine Punkte.«

»Ich ... hab mir schon lange gedacht, dass mit Ihnen was nicht stimmt. Die seltsamen Geräusche mitten in der Nacht ... und das rötlich flackernde Licht auf dem Hof. Sie sind kein Student oder so. Was sind Sie?«

»Was ich bin? Wollen Sie vor Schreck sterben, Oma? Hören Sie mir ...«

»Sie sind Kabbala, nicht wahr? Hab ich doch immer richtig vermutet – Sie sind Kabbala ...«

»Hören Sie: Ich kann natürlich auch die ganze schäbige Wohnung hier auseinandernehmen, Splitter für Splitter. Ich habe sehr viel Zeit. Die Frage ist, ob Sie noch so viel Zeit haben.«

Die Rosenmacher machte mit der zittrigen Linken Gesten über dem Boden, die der junge Mann stirnrunzelnd und schließlich amüsiert als kabbalistische Abwehrzeichen erkannte. Er seufzte.

»Okay, okay, Ma'am. Bevor Sie sich da in irgendetwas reinsteigern, was jetzt vielleicht zu viel für Sie sein könnte: Ich bin eher affa.«

»Affa!«, wiederholte die alte Frau, und ein Schaudern lief durch ihren entkräfteten Körper. »Aber wie kann jemand … engelsgleich sein, der einbricht und stiehlt?«

Der junge Mann zuckte die Schultern und grinste traurig. »Es sind miese Zeiten, Ma'am. Ich kann nicht wählerisch sein.«

»Töten ... töten Sie auch?«

»Na klar. Das ist doch das Beste dran.«

Ein Schweigen entstand, wuchs, breitete feuchte Schwingen aus und hob schließlich ab.

»Sie lügen«, keuchte die alte Frau. »Affa bedeutet auch Leere oder nichts. Sie sind noch ein Anfänger. Ein Volontär.«

»Tja, was soll ich sagen? Auch NuNdUuN hat mal klein angefangen und sich dann hochgearbeitet.«

»Und sich hochgearbeitet.« Sie sah ihn an, und der junge Mann wich ihrem Blick aus. Diese Frau war nackt, sie war alt, schwach, verletzt, völlig hilflos und entkräftet, aber sie hatte verdammt noch mal beunruhigend viel Wissen.

»Das Geld ist auf dem Klo, unten in die Hohlräume der Klobrille geklebt. Aber es ist nicht viel. Wofür brauchen Sie es?«

»Ich muss nach Kolumbien fliegen. Heute noch.«

»Dafür wird es reichen. Seien Sie mein Gast, Affa.«

Schmunzelnd ging der junge Mann aufs Klo und fand an der angegebenen Stelle tatsächlich ein paar Fünfhundertmarkscheine in urinsteinbesprenkelten Plastiktütchen – ein originelles Versteck, wie er fand, eins, das es einem erlaubte, jeden Tag aufs Neue auf den verhassten Mammon zu scheißen.

Er klaubte die Scheine heraus, wusch sich die stinkenden Hände und schnitt sich selbst Grimassen im blitzsauberen Spiegel, der keinerlei Zahnpastaspritzer aufwies, da die dritten Zähne seiner einzigen Königin unterhalb leise im Reinigungsglas sich wiegten.

»Ich danke Ihnen sehr, Frau Rosenmacher«, rief er an der Tür zurück. »Wir werden uns sicher nie wiedersehen, also wünsche ich Ihnen alles Gute.«

»Vergessen Sie nicht, den Notarzt zu rufen«, krächzte ihm das tapfere alte Mädchen hinterher, aber da er beim Treppenhaus-Hinabspurten beinahe mit seinem republikanischen Hauswirt zusammenstieß und sich eine ihn doch irgendwie immer wieder aufs Neue ärgernde »Arbeitsscheuer Rotzlöffel!«-Schelte einhandelte, vergaß er es dummerweise doch.

Sie setzte sich im Taxi so hin, dass dem Fahrer – einem blassen, vollberuflich einsamen Philosophiestudenten – beinahe der Innenrückspiegel beschlug. Für einen Augenblick erwog sie, bereits hier in Berlin damit anzufangen, junge Männer mit Tod zu beschmieren – irgendetwas an den dunkelorangenen massiven Lederpolstern des dicken Daimlertaxis forderte sie mit einem Versprechen heraus –, aber schließlich riss sie sich doch zusammen. Eine Überschlagsrechnung, die davon ausging, dass sie für einen Stehfick etwa zehn Minuten brauchte inklusive Anmache und Abwimmeln, und dass sie etwa zehn bis zwölf Stunden durchhalten könnte – mit einigen Pinkel- und Snackpausen natürlich –, ließ die äußerst befriedigenden Zahlen »60« und »72« hinter ihren Augenbrauen auflachen. Berlin war zu klein für solche Sachen. Sie wollte Barranquilla.

Sylvie hatte ihr von Barranquilla erzählt, vom Karneval dort, der vier Tage und vier Nächte dauerte, in dem die Busfahrer der öffentlichen Linien gegen Marihuana jeden Fahrgast unterwegs mit Mädchen versorgten, in dem Touristen ausgeraubt oder mit Rasiermesser zerschnitten wurden für ein halbes Dutzend Centavos in ihren Portemonnaies, in dem Katzen, in Supermarkt-Einkaufswagen eingesperrt, zur Belustigung der Leute über offene Feuerchen geschoben und bei lebendigem Leibe gegrillt wurden, in dem die Leute auf den Straßen mit Plastikbeuteln voller Kot, Urin oder Sperma beworfen wurden, in dem Negerkinder aus den Slums mit Luftmatratzenpumpen aufgeblasen wurden, bis ihnen der Bauchnabel aufplatzte, in dem Polizisten lachend ihre Schlagstöcke ganz in Transvestiten verschwinden ließen und in dem frisierte Wagen auf parallelen Bürgersteigen ihre Laternenslalomrennen fuhren. Sylvie selbst hatte miterlebt, wie ein öliger Galan von ihr mitten aus einer tanzenden Stadtteilprozession herausgerissen und von einer jugendlichen Bande hau-ruck hau-ruck wie ein Partywitz über ein Brückengeländer geschmissen wurde. Sie hatte bei Sylvies Erzählung große Augen gemacht, wie ein kleines Mädchen das tut bei einer Erzählung von Einhörnern, Feen, Prinzen und einem verwunschenen Schloss, und sie hatte ganz tief in sich drin ein Gefühl gehabt wie beim Anblick von schwellenden, pumpenden Muskeln. Jetzt, seit einer Woche, wusste sie, wie sie die Fabel von Barranquilla zu mehr nutzen konnte als nur zu einer Eselsbrücke wäh-



rend einer schlaffen Blind-Date-Abschlussnummer. Alles passte zusammen. Die Karibik, die Exotik und der ganze Scheiß. Dunkle Haut und Augen eben.

Beim Aussteigen ließ sie einen vorbeitrottenden zottigen Schäferhundrüden an sich schnuppern und spreizte noch extra im Rock die Beine, damit das arme, dumpfe Vieh das Himmelreich nicht nur riechen, sondern auch kurzsichtig und wenigstens grau in grau sehen konnte. Der Köter reagierte so, dass ein Pavlov seine helle Freude gehabt hätte, wenn ein Pavlov zu so etwas fähig gewesen wäre. Sie genoss die biologischen, rein instinktiven, unsteuerbaren und unaufhaltsamen Wirkungsmechanismen, die ihr Körper nur einfach aufgrund seines physischen und chemischen Daseins selbst bei den unterschiedlichsten Ausprägungen des vermeintlich starken Geschlechts in Gang setzte. Sie hatte Macht, ungeheure Macht. Und sie würde diese Macht über den Zenit hinaus weiterstoßen und nicht, wie der kümmerliche Versager Sisyphos, kurz vorm Höhepunkt schlappmachen.

Sie überließ den geröteten, erbärmlichen Taxifahrer ihrem Trinkgeld und seinen peinigenden Phantasien und ging rasch durch die orchestral lärmende Flughafenhalle Tegels zum Terminal durch. Berlin war für diese Aufmachung zu kalt oder aber sie doch noch nicht heiß genug, jedenfalls wollte sie sich nicht die Blase verkühlen und dadurch ihre Soll-Rechnung gefährden. Die Lufthansa-Maschine, die sie erst einmal nach Frankfurt bringen sollte, stand schon bereit, Flug 2426 in der vulkanverseuchten, flammroten Abenddämmerung. Das Dröhnen der Motoren, des Windes und der Zuträgerfahrzeuge ließ ihre Haare wehen, und sie erlebte sich selbst rauschartig als Königin Pest aus der modernen Fassung eines Klassikers. Ihr Lächeln hatte die süße Schärfe einer Dextrose-Infusion, und hinter ihren vollen Lippen war eine dicke braune Soße aus Verdauung und Verrat.

Sie blinzelte, irritiert von diesen in den Sand gesetzten inneren Bildern, und passierte grüßend die dumm lächelnde, barbiehafte Stewardess.

Sie fragte sich distanziert, ob der Tod bereits begann, in ihrem Hirn zu wühlen, bevor er ihren Körper nahm.

bwohl der junge Mann keine Reservierung hatte, war es ihm möglich, eine Passage zu finden, die ihn so schnell wie möglich zum Ort des Grauens brachte: mit dem Flugzeug nach Frankfurt, von dort aus mit einem anderen Flugzeug nach Bogotá und wiederum von dort aus mit etwas, das sich ebenfalls Flugzeug nannte, aber mehr Ähnlichkeit mit einem Dreirad hatte, nach Barranquilla. Er hatte eine Hin- und Rückflugkarte gebucht und dafür fast das gesamte Geld der Rosenmacher hinblättern müssen. Vorher hatte er noch überlegt: War es überhaupt ratsam, nach Berlin zurückzukehren? Sollte er nicht besser nach Irland gehen oder ins Landesinnere von Spanien? Aber während der U-Bahn-Schwarzfahrt Richtung Tegel war ein Musiker zugestiegen und hatte auf einer zerstoßenen Klampfe gegen ein paar Groschen alte Dylan-Songs zum Besten gegeben, und auf einem Bretterzaun am Flugfeldrand klebte ein Konzertankündigungsplakat für FAITH NO MORE, und der junge Mann hatte nicht anders gekonnt, als sich einzugestehen, dass seine Gefühle für diese Stadt dem nahe kamen, was andere Menschen Liebe nannten. Also hin und zurück. Und dazwischen eingeklemmt, wenn alles glattging, das Nehmen einer weiteren Hürde auf dem Weg nach unten, oder das endgültige Verspielen von Seele.

Der Flug nach Frankfurt war bei Weitem nicht so langweilig wie erwartet, denn im hinteren Teil der niedrigen Preisklasse masturbierte eine gutaussehende Blondine mit einem lauwarmen Wiener Würstchen, und der junge Mann begann schon fast, sich schier den Hals verrenkend, an gute Vorzeichen zu glauben, bis er jedoch auch einmal auf ihr Gesicht achtete, das verzerrt und angeekelt war wie bei jemandem, der Abfall durchwühlt, weil er seinen Ring verloren hat.

Frankfurt war glücklicherweise so gut geheizt, dass er seine Jacke nicht vermisste. Am Flughafenkiosk gab es nicht einmal richtige Cola, nur Pepsi, und sogar die war noch lauwarm, aber er stürzte sie gierig hinunter und registrierte nicht ohne freudige Überraschung, dass von den bisherigen Mitfliegern außer ihm und einem aknegesichtigen Yuppie auch das mysteriöse blonde Nuttchen mit Kolumbiens nationaler Fluglinie Avianca weiterflog. Sie wirkte auf den ersten Blick wie eine, die auch zum Karneval wollte, und zwar, um einen reinzumachen, aber der junge Mann glaubte keinem ersten Blick mehr, seit er im Wiedenfließ gewesen war.

Er vertrieb sich die Zeit bis zum Weiterflug damit, dass er, auf einem Hydrokulturkasten sitzend, die noch verbleibende Lebensspanne der vorüberhastenden Banker und Geschäftsleute errechnete. Es kam ein Durchschnittswert von 22 oder so heraus. Die Rosenmacher fiel ihm plötzlich wieder ein. Scheiße. Aber von hier aus konnte er nichts mehr machen. Er hatte nicht mal Kleingeld zum Telefonieren. Und zum Betteln war er nicht geschaffen.

Es ging weiter. Stotternd und röchelnd und Schadstoffe absprühend über die Karibik runter nach Kolumbien. Der Yuppie mit seinen hohlen Augen und dem leeren, unreflektierten Habitus eines Geldanbeters baggerte öde an der Blonden herum und wurde ärgerlicherweise nicht einmal auf die Ränge verwiesen. Sie fütterte ihn vielmehr mit Fisch.

Ansonsten bot der Clipper von Avianca wenig Neues außer dem Anblick von Smog von oben, einer niederländisch untertitelten Fassung von Hec Babencos verhunztem *Ironweed* und gelbem Kaffee. Das blinde graue Blau des Atlantik, in dessen unermesslichen Tiefen die Natur Fehlschläge wie den *Pelikanaal Saccopharynx lavenbergi* verwahrte, erinnerte den jungen Mann irgendwie an das plattgewalzte Wrack eines BMW, das er mal auf einer Autobahn liegen gesehen hatte, schwimmend in der roten Korona, die noch Minuten vorher vier junge, lachende Menschen gewesen waren.

Er saß ziemlich weit vorne und versuchte mit wachsender, manischer Verzweiflung, sich einen Plan zurechtzulegen für Barranquilla. Er rezitierte Rimbaud, um das Aufwallen des Nervenfiebers, die sanften Treuebekundungen seiner verdammten hochmodischen Narkolepsie abzuschütteln. Er dachte an die erste Liebesnacht mit Widder/Aries, sie im Fleisch der dreißigjährigen Faye Dunaway, er im Taumel, Druckrausch, Whiteout. Der Pakt, mit Proben all seiner Körperflüssigkeiten unterzeichnet. Der schreckliche, widerwärtige, aber glücklicherweise rasch vergehende Zuneigungsschmerz. Bewunderung und Ehrfurcht für NuNdUuN, der-

die-Hirnräder-dreht-und-zählt. Den Herrn im Reiche Wiedenfließ.

Bogotá war kurz und schmerzlos und fast so warm wie Frankfurt. Das Dreirad lauerte schon grinsend. Der Yuppie trieb die Blonde schwatzend vor sich her. Der letzte Flug ging ruckartig über Urwälder und Sümpfe. Aus der fruchtbaren äquatorialen Ursuppe, dem biologischen Vaginalschleim der Großen Mutter, tentakelten blinde Passagiere astral – paranoid – nach unsrem jungen Mann.

Abwärts. Zeitverschiebung schlägt erst jetzt: sechs Stunden nach vorn. Das albatrosbreite Aufsteigen des Magens in den Mund und darüber hinaus. Eine dunkle Flugbegleiterin, mit gebreiteten Nüstern angewidert lächelnd, hilft ihm freundlich plaudernd beim Abwischen. Auf-Setzen.

Der Name der blonden jungen Frau ist Diana Frahm. Sie ist nach Barranquilla gekommen, weil sie positiv ist. Sie ist positiv, weil der kolumbianische Austauschstudentenkumpel ihrer Freundin Sylvie ihr im Schlafzimmer einer langweiligen Laberparty seinen aidsverseuchten Schwanz in die Möse gesteckt und schon nach drei Stößen seine todbringende Säure in sie reingepumpt hat, bevor sie überhaupt eine Chance hatte, zur Besinnung zu kommen.

Einer, ein alter Mann mit einem konkaven Gesicht, sieht nach oben, reißt sich den Kittel vom Leib und bedeckt schreiend sein Gesicht damit. Als die fette Louisa und der Zwiebelpfleger Guillermo ihn packen und mit Gummischläuchen peitschen und ihn anschreien, was denn los sei, flennt er, dass der kindische Engel herabgekommen ist, um auf sie alle draufzukotzen.

Barranquilla. Auch: die Perle am Rio Magdalena. Auch: Kolumbiens größter Hafen. Auch: Heimat von einer Million Menschen. Auch: La Ciudad Loca, die verrückte Stadt. Auch: Ciudad Mugre, die Stadt des Mülls und der Fliegen. Auch Karneval. Auch Carne-Wahl. Auch Schauplatz einer Manifestation, eines Prognosticons. Austragungsort eines merkwürdigen und geheim zu haltenden Spiels. Auch hier und jetzt.